

Wörter aus der Fremde

Für Ernst Müller

Falko Schmieder, Georg Toepfer (Hg.)

Wörter aus der Fremde

**Begriffsgeschichte
als
Übersetzungsgeschichte**

KULTURVERLAG KADMOS

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2018, Kulturverlag Kadmos Berlin
Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Umschlaggestaltung: readymade, Berlin

Umschlagfoto: Susanne Nilsson, CC BY-SA 2.0 (in Blau eingefärbt), <https://flic.kr/p/J3kySY>

Druck: Standart

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-373-1

LUFTMENSCHEN

NICOLAS BERG

Wörter können zweifach bewegt werden: wie Erbschaften in der Zeit und wie Güter im Raum. Sie gedeihen nicht nur in ihrer eigenen Sprache, sondern auch in anderen, vor allem dann, wenn dort im Mündlichen oder in der Schriftsprache eine Art Bezeichnungs-»Vakuum« besteht: Wo immer sie dringend benötigt werden, dort haben sie potentiell auch Platz. Die Bewegung selbst erfolgt zuerst mit den Sprechern, und mit diesen bleiben Worte auch im Gebrauch lebendig; gehen sie dann in die Umgangs- oder sogar Hochsprache ein, weitet sich ihr linguistischer Einfluss aus, sie werden beständiger, erscheinen fest verknüpft mit ihrer neuen Umgebung. Mitunter ist dann ihre Herkunft im Rückblick nicht mehr so ohne weiteres zu eruieren. Trotzdem bleiben solche Begriffe Indikatoren für ein Milieu, das zu einer anderen Zeit an einem anderen Ort bestand und das ihnen ihre erste Ursprünglichkeit eingeschrieben hat. Die deutschen Lehnwörter im Hebräischen sind hierfür ein gutes Beispiel. Sie enthalten, in semantischen Gruppen betrachtet, eine Art Völkerpsychologie der besonderen Art, denn sie finden besonders im Bauwesen und im Ingenieursberuf (*Punktschweiß, Dibel, Spachtel*), bei Autotypen und -technik (*Limuzina, Wisherim, Blinkerim*), in Schule, Hochschule und im Bildungsdiskurs (*Schablone, Magister, Talent*) sowie im Vokabular von Bäckereien und Kaffeehäusern (*Bienenshtish, Lebkukhen, Gugelhuf*) ihre Verlängerung in die neue Sprache. Der israelische Übersetzer Uriel Adiv sammelt seit Jahren die Lehnwörter im Hebräischen und seine Liste umfasst bereits mehrere Hundert Einträge.¹ Sie ist eine Fundgrube für einen sehr speziellen Thesaurus, der sowohl über seine Herkunfts- als auch über seine Zielsprache Auskunft gibt und dabei über die Sprache auch Einblicke in Anwendungsformen von Alltags- und Fachsprache, Slang und Soziolekten bietet. Diese Liste ist auf einer Internet-Plattform am Mannheimer Institut für Deutsche Sprache dokumentiert und öffentlich einsehbar (*Lehnwortportal Deutsch*, online unter: <http://lwp-ids-mannheim.de>). Unter den Begriffen, die hier gelistet wurden, finden sich auch die zusammengehörigen Begriffe *Luftmentsh* und *Luftgesheft*. Letzterer findet dabei die folgende Erläuterung: Bei ›Luftgeschäft‹ handele es sich um eine »unproduktive bzw. zweifelhafte Arbeit oder Tätigkeit«, »nur anscheinend vielversprechend, tatsächlich jedoch ohne reale Grundlage«. ›Luftmensch‹ ist entsprechend hierzu dann die pejorative Bezeichnung für denjenigen, der diese Art von Geschäften betreibt, für einen Menschen »mit zweifelhafter Existenzgrundlage«, so die erklärende Kommentierung auf dem Mannheimer Portal.

Beide deutschen Wörter, die im hebräischen Sprachalltag weiterwirken, sind so jedoch noch nicht ausreichend verständlich. Sie haben eine weiterreichende, nicht auf den ersten Blick erkennbare Geschichte. Es reicht nicht aus, wenn wir sie rein negativ verstehen, so wie in der Bedeutungsschicht, die sich offenbar im heutigen Hebräischen konserviert hat. Untauglich ist es auch, uns der reinen Intuition und dem Alltagsverständnis anzuvertrauen, so als wüssten wir schon, was gemeint ist, weil wir die Wortbestandteile kennen. Der muttersprachliche Sprecher wird dazu verführt, diese Wendungen poetisch einzugemeinden, als wären sie ihm vertraut und ohne weiteres aus sich selbst heraus zu verstehen. Das mag naheliegen, weil schon die Bestandteile des Nomens für sich allein nicht so wirken, als kämen sie von weither, ganz im Gegenteil. ›Luft‹ ebenso wie ›Mensch‹ erscheinen vielmehr als unhinterfragbare »Urworte« im Sinne Goethes. Bei einer solchen Lektüre, die sich auch der unmittelbaren Schönheit des Ausdrucks verdankt, geht jedoch eine spezielle Geschichtsdimension verloren, die der Wendung eingeschrieben ist und die sich im modernen Hebräisch einseitig erhalten hat. Das eben ist die *Crux*: Versteht man den Begriff in seiner modern-hebräischen Lesart, so wird man der in ihn eingegangenen ideologischen Intention nicht habhaft. Liest man ihn dagegen »naiv«, poetisiert man seine Aura auf Kosten der Geschichte und übergeht die ökonomische und politische Dimension, die zur Erfindung des Begriffs ›Luftmensch‹ im 19. Jahrhundert geführt hat. Hält man dagegen Abstand sowohl zum israelischen Gebrauch als auch zur intuitiven Deutung, wird die Perspektive geweitet: Der Ausdruck entstand bereits lange vor seinem Transfer in das Neuhebräische; und er kommt auch nicht aus dem Deutschen, sondern hat eine jiddische Herkunft.

Denn jiddisches Sprachdenken hat ihn hervorgebracht.² Osteuropa – Galizien und Ruthenien (heute Ukraine), Polen und Litauen, Weißrussland und die Bukowina – ist der Ort seiner Entstehung und das Jiddische das erste Milieu seines überbordenden Gebrauchs im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich bei *Luftmentsh* und *Luftgesheft* um Worte, mehr noch: um Denkfiguren aus der jüdischen Lebenswelt und Literatur, aus der jüdischen Sphäre im Osten Europas, denen man diese Herkunft jedoch heute nicht mehr ansieht, weil die Wendungen viel deutscher wirken, als sie sind. Andere ins Deutsche eingegangene Jiddischismen markieren eine deutlichere Differenz zum Deutschen, etwa ›Schlamassel‹ oder ›Maloche‹. Es gibt Glossare und Wörterbücher, die sie aufführen und es erscheint vor dem Hintergrund des Gesagten interessant genug, dass hier ›Luftmensch‹ häufig gerade nicht aufgeführt wird; der Eintrag fehlt etwa im Glossar bei Hans Peter Althaus,³ im Wörterbuch von Ronald Löttsch und auch in dessen Neuauflage.⁴ Nur bei Leo Rosten taucht der Begriff auf, doch auch dort gehen die Erläuterungen nicht ausreichend in die Tiefe.⁵ Das Buch von Rosten ist vielmehr selbst ein Beispiel für die semantischen Interferenzen, denn der in das amerikanische Englisch eingegangene deutschsprachige Ausdruck wird in der Rückübersetzung seines Buchs ins Deutsche zu ›Tagträumer‹ und ›Guck-in-die-Luft‹ verniedlicht. Offenkundig hat die

Vokabel im Verhältnis zu Deutschland eine Phase der Anziehung und eine der Abkehr, ja Flucht durchgemacht. Einerseits scheint der Begriff gegenwärtig in anderen Sprachen lebendiger zu sein, wie sein Gebrauch in Amerika und in Israel vorführt; andererseits ist für sein Verständnis seine deutsche Dimension unabdingbar und es ist somit insgesamt sehr viel mehr nötig, als den Ausdruck von dort lediglich linguistisch zurück zu übersetzen, denn ohne historische Erläuterung bleiben sein Gehalt, seine Dimension und seine mehrfachen Verwandlungen unsichtbar.

Dass der Begriff nicht selbsterklärend ist, ist die erste Einsicht; die zweite besteht darin, zu verstehen, dass ›Luftmensch‹ ein »figuratives Wissen«⁶ (Ralf Konersmann) darstellt, also eigentlich gar kein Wort, sondern vielmehr eine Erzählung ist. Der Begriff birgt ein ganzes Narrativ, eine – wie Mike Bal in ihrem Buch *Travelling Concepts in the Humanities* treffend schreibt – »Miniaturtheorie«,⁷ deren Sinn nur historisch entfaltet werden kann. Und diese Entfaltung bringt eine erstaunlich vielseitige Phänomenologie zutage, die aus der Literatur heraus entsteht und dort ihre ironische Selbstreflexivität erprobt und einen Habitus ausbildet, der weitaus mehr zu leisten in der Lage ist, als lediglich die Not der Armut oder die Sorgen über die Unwägbarkeiten des Unterwegsseins zu bebildern.⁸ Zu diesem frühen Zeitpunkt steckt in dem Begriff auch die Bereitschaft, Altes hinter sich zu lassen und neu anzufangen, etwas zu wagen und dabei auf sich selbst zu vertrauen; aufzubrechen und sein Glück zu suchen, anstatt darauf zu warten, dass es einen findet.⁹ Aus dieser Gemengelage einer Erfahrung von realer Not und ihrem positiven Pendant, jener antizipatorischen Energie des Vorgriffs auf eine bessere Zukunft, wandert er dann in völkerpsychologische Sozialtypologien ein, wird rhetorisch zum festen Kollektivporträt, auf das sich Wirtschafts- und ökonomische Werttheorien stützen, die den Begriff immer stärker politisieren, bis er schließlich nicht mehr den Juden gehört, sondern zum verkürzten Sprechen, zu einer Art negativem Wissen über Juden wird, das sich des Begriffs nur bemächtigt. Mit ihm weisen nun Antisemiten in selbstbestätigender Weise darauf hin, dass sie es ja schon immer gesagt haben: die »Ort-« und »Bodenlosigkeit« der Juden, ihre »fehlenden Wurzeln«, ihr »Handelsgeist« und ihre notorische Unfähigkeit zu körperlicher Arbeit oder zur Staatsbildung... Der Antisemitismus erkennt sich selbst in dem Begriff als eine Theorie über die Juden im Zeitalter der Moderne.

Der Begründer der jiddischen Literatur Scholem Alejchem gilt zu Recht auch als der Erfinder des Begriffs; andere jiddisch-sprachige Schriftsteller wie Mendele Mojer Sforim und Izchak L. Perez verwenden ihn ebenfalls in ihren Werken, aber auch Autoren anderer Sprachen, wie etwa Bruno Schulz oder Isaak Babel, die polnisch oder russisch schrieben. Der Begriff findet sich um 1900 rasch auch in deutschen Texten. Der heute vergessene litauische Romancier Selig Schachnowitz gab zwei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg einem Buch den Titel ›Luftmenschen‹. Franz Kafka hat dem Gefühl des In-der-Luft-Hängens in Literatur und Briefen beredt Ausdruck gegeben, seine »Flughunde« übersetzen das Substrat des Begriffs

einmal mehr in die deutschsprachige Weltliteratur. Beispiele für die Metaphorisierung des osteuropäischen Judentums durch den Begriff ›Luftmenschen‹ bietet auch die vielstimmige Erinnerungsliteratur nach 1945, für sie steht etwa Manès Sperbers Autobiographie *Die Wasserträger Gottes* von 1974. Der Ausdruck findet auch seinen Weg ins amerikanische Englisch: Israel Zangwill hat den Begriff zum Titel einer seiner Ghetto-Erzählungen gemacht. Der Theoretiker des kulturellen Pluralismus, Horace L. Kallen, wählte die Formel für einen seiner Essays über die aktuelle politische Situation der Juden in Warschau und Polen. Heimischer aber ist der Ausdruck durch die sprachgeschichtliche Nähe zum Jiddischen dennoch im Deutschen. Lyrikern wie Itzik Manger – und nach 1945 dann vor allem Paul Celan und Nelly Sachs – erscheint die Wendung offenbar wie ein Ein-Wort-Gedicht. Bei Letzteren wird die Metapher dann in vielen Variationen zur sprachlichen Apotheose der Zerstörung jüdischer Existenz. Davor eben hatten die Zeitkommentatoren und Journalisten der 1920er und frühen 1930er Jahre wie Albert Loundres, Egon Erwin Kisch, Isaak Deutscher, Joseph Roth und viele andere gewarnt. Sie alle erkannten in dem Ausdruck eine diagnostische Kraft, die sie mit aufrüttelnder Vehemenz dafür nutzen wollten, um an das unmögliche Leben der Juden in einem politischen Europa zu erinnern, dessen Nationalstaaten ihre jüdischen Minderheiten rechtlich und wirtschaftlich mehr und mehr bedrängten. Auch darum hat die Metaphorisierung des jüdischen Schicksals als »losgelöst«, »schwebend« und »schwankend« und als dem Geschichtssturm preisgegeben im Europa der 1930er Jahre in den unzähligen Exilzeugnissen jene erschütternde Intensität erhalten, die der Verniedlichung des Begriffs enge Grenzen setzt, ganz einfach deshalb, weil die Metapher hier gar nicht anders als wortwörtlich zu verstehen ist und Ausgeliefertsein und Lebenschaos bedeutete: Jean Améry nannte seinen Roman über diese Zeit *Die Schiffbrüchigen*, der Dichter Werner Kraft gab der autobiographischen Beschreibung der Flucht und Heimatlosigkeit eines Intellektuellen in den 1930er Jahren den Titel *Der Wirrwarr*. Der 1933 aus Deutschland vertriebene Schriftsteller und Journalist Moritz Goldstein notierte über die ersten Monate seiner neuen Existenz in New York, er hänge in der »leeren Luft« und wisse nicht, was morgen sein wird; Manfred George, später über zwei Jahrzehnte lang Herausgeber der deutschsprachigen Exilzeitschrift *Aufbau*, antwortete ihm, auch er ernähre sich nach seiner Flucht vor den Nazis lediglich »von Luft«.

Auch Hannah Arendt kannte den Begriff; Theodor W. Adorno hat ihm in seiner Schrift *Der Essay als Form* eine markante erkenntnistheoretische Stellung zugewiesen. Theodor Lessing schrieb Anfang der 1930er Jahre ein ganzes polemisches Buch über die modernen jüdischen ›Luftmenschen‹-Berufe, die er kritisierte, weil sie einen Verlust des Judentums zu bedeuten schienen. Vieles, was er hier negativ ausbreitete, galt kaum anders auch für ihn selbst. Einen ähnlichen Ton wählten auch Kulturzionisten, für die Martin Buber das bekannteste Beispiel bietet. Der Sozialstatistiker Jakob Lestschinsky – wie generell der zionistische Diskurs, der

den Begriff ganz materialistisch verstehen wollte und für den neben Theodor Herzl (der selbst etwa vom »schwebenden Proletariat« der Juden sprach, das nur durch eigenes Land gerettet werden könne) Max Nordau Wortführer wurde –, hat den Ausdruck ›Luftmensch‹ zur festen sozialpolitischen Redewendung, ja zu einer Formel für die Kritik an der sozialökonomischen *conditio judaica* gemacht, die allein durch den Zionismus Abhilfe erfahren könne. Maler und bildende Künstler rekurrten auf den Begriff, Marc Chagall ist das bekannteste, weil visuell vertrauteste Beispiel. In Äußerungen von Yves Klein, dessen blaue Kunst-Revolution nicht nur in seinen monochromen Bildern, sondern auch in der Fotomontage *Sprung ins Leere* von 1960 ikonisch festgehalten ist, findet sich der Begriff ebenfalls. Der Ausdruck ist als stehende Wendung auch bei vielen zeitgenössischen Autoren im amerikanischen Englisch zu finden, etwa bei Saul Bellow oder Paul Auster. Sowohl in Europa als auch in Amerika findet sich der Verweis auf die jüdische Semantik des Begriffs ›Luftmenschen‹ immer wieder auch in Wortmeldungen jüngerer Datums; in Frankreich etwa in Schriften und Interviews von Alain Finkielkraut, in Amerika in Äußerungen des Historikers George L. Mosse oder bei George Steiner. Bis in die Gegenwart hinein – um auch Zeitgenossen einzubeziehen – ist die selbstironische Wendung zu finden, etwa bei Saul Friedländer oder Steven Aschheim. Eine bemerkenswerte Karriere hat die gedankliche Utopie von Luft- und Vogelmenschen auch in der jüdischen Popkultur gemacht. So taucht er in Liedtexten von Bands wie *Thee Silver Mt. Zion* und *A Hawk and a Hacksaw* oder in den Graphic Novels und Comics von Joann Sfar auf, wie Jonas Engelmann kürzlich in erhellender Weise ausgeführt hat.¹⁰

Die inhaltlich-semantische Verschlagwortung des Bedeutungsfelds, in dem der Begriff des jüdischen ›Luftmenschen‹ um 1900 Verwendung fand, verästelt sich in eine lange Liste, die von Aviatik und Antisemitismus, Arbeits-, Berufs- und Wissenssoziologie über Großstadt- und Großraumideologien bis hin zu Heimatvorstellungen, Vorbehalten gegen Handel und Anfeindungen wegen Intellektualität reichten und schließlich auch Mobilität, Migration, Exil und Flucht umfassten. All diese Verwendungen kreisen um das ideologisierte Phänomen der Produktivität in der Moderne, eine Produktivität, die immer seltener durch Land, Erde, Boden und Territorialität gesichert erscheint und stattdessen ihren immer zeitgemäßer gewordenen Ausdruck außerhalb der Primärproduktion und jenseits landwirtschaftlicher Handarbeit nur in Zeichen und Schrift, Wissen und Kommunikation, Transfer und Übersetzung findet.

Doch die Geschichte des Begriffs ›Luftmenschen‹ umfasst auch die Zerstörung des Begriffs durch den Nationalsozialismus. Hier wird er sinngemäß und im Wortlaut mit einer ins genaue Gegenteil verkehrten Intention in die Volkstumsforschung eingeführt, etwa durch den Bevölkerungsexperten und Wirtschaftshistoriker Peter-Heinz Seraphim. Dieser Diskurs spricht über die jüdische Diaspora, als sei sie schon ihrer a-nationalen Form wegen ein bodenloses Gebilde ohne Kern, ohne

Mitte und Halt und deswegen auch ohne Sinn – und Juden deswegen auch ohne politische Existenzberechtigung. Dies ist der entscheidende Bruch in der Bedeutung der Luftmenschen-Semantik: Als der Nationalsozialismus den Begriff für sich entdeckte und ihn zum Schimpfwort für Juden machte, ja in euphemistischer Absicht zur Beschreibung von »überflüssigen« Menschen verwendete, war seine jüdische Geschichte an ihr Ende gekommen. Denn die Jahre 1933–1945 machten ›Bodenlosigkeit‹ zur schlimmsten aller epigäischen Stigmatisierungen; wurde man in dieser Zeit als ›Luftmensch‹ bezeichnet, bedeutete dies nichts weniger, als eine ausreichende Begründung zu liefern, um vertrieben oder ermordet zu werden.

Peter Demetz hat in seiner wunderbaren kleinen Reflexion »Spekulationen über das Prager Jiddisch« geschrieben: »Ich beschäftige mich mit einer Sprache, die ich nicht selber spreche, und selbst wenn meine Mutter, Onkel oder Tante diese Sprache gleichsam zitierten, geschah das selten ohne Ironie oder verdeckte Nostalgie. Sie fielen mit einem Wort oder Satz in eine verlorene Sprache zurück, in welcher sich ihre Väter und Großmütter noch frei bewegt hatten. Und ich fühlte mich an versunkene Marmortrümmer einer lebhaften Stadt in der Tiefe des Meeres erinnert, ein philologisches Atlantis.«¹¹ Dieses »philologische Atlantis« ist im Fall des Begriffs ›Luftmenschen‹ durch historische Analyse teilweise zu bergen. Von Algen und Sand befreit wird neu erkennbar, welche kollektive historische Kraft den Ausdruck hervorgebracht und welche Macht ihm im Deutschen sein Ende bereitet hat. So ist es konsequent, ihn heute im Hebräischen und Englischen lebendiger anzutreffen, als im Deutschen.

Siehe auch: Agent, Kunz, Mauseheln

ANMERKUNGEN

- 1 Hans-Christian Rössler: »Bienenshtish gegen den Weltshmerets. Hunderte deutsche Wörter sind ins Hebräische gelangt«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28. Sep. 2015.
- 2 Vgl. Nicolas Berg: [Art.] »Luftmenschen«, in: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, hg. v. Dan Diner, Bd. 3, Stuttgart/Weimar 2012, 571–576; ders.: *Luftmenschen. Zur Geschichte einer Metapher*, Göttingen 2014.
- 3 Vgl. Hans Peter Althaus: *Zocker, Zoff & Zorres. Jiddische Wörter im Deutschen*, München 2002; ders.: *Chuzpe, Schmus & Tacheles. Jiddische Wortgeschichten*, München 2015.
- 4 Vgl. Ronald Löttsch: *Jiddisches Wörterbuch*, Leipzig 1990; ders.: *Jiddisches Wörterbuch. Mit Hinweisen zur Schreibung, Grammatik und Aussprache*, Mannheim u. a. 1992.
- 5 Vgl. Leo Rosten: *Jiddisch. Eine kleine Enzyklopädie*, München 2002, S. 350–352.
- 6 Vgl. Ralf Konersmann: »Figuratives Wissen«. Zur Konzeption des Wörterbuchs der philosophischen Metaphern«, in: *Neue Rundschau*, 116 (2005), S. 19–35; vgl. auch *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hg. v. ders., Darmstadt 2007.
- 7 Mike Bal: *Travelling Concepts in the Humanities. A Rough Guide*, Toronto 2002, S. 22.
- 8 Vgl. Desanka Schwara: »Luftmenschen – Ein Leben in Armut«, in: *Luftmenschen und rebellische Töchter. Zum Wandel osteuropäischer Lebenswelten im 19. Jahrhundert*, hg. v. Heiko Haumann, Köln u. a. 2003, S. 71–222.
- 9 Vgl. Anne-Christin Saß: *Berliner Luftmenschen. Osteuropäisch-jüdische Migranten in der Weimarer Republik*, Göttingen 2012.
- 10 Vgl. Jonas Engelmann: *Wurzellose Kosmopoliten. Von Luftmenschen, Golems und jüdischer Popkultur*, Mainz 2016.
- 11 Peter Demetz: *Böhmen böhmisch. Essays*, Wien 2006, S. 9–27, hier: S. 9.